

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Zollte ich mich noch länger vor ihnen fürchten? Hätte ich nicht gestern in geheimnisvoller Rede gehört, ich sollte fortan ihr König sein? Ein Wölfskleid trug ich bereits, und so sing ich denn plötzlich zu heulen an wie ein Wolf. Als Antwort erscholl ein entsetzliches Geheul all der 363 Wölfe. Fürwahr, sie verstanden mich und begrüßten mich als ihren König! Auf ein Zeichen von mir kamen sie näher und beleckten mit Hände und Füße. Einer wagte es dabei, nach dem Dorn zu schnappen. Ich verwies es ihm; er wich ihnen zurück, während die anderen ihn knurrend verfolgten. Richtig, es fehlte nichts! Meine treuen Untertanen verstanden mich und folgten mir auf den Wink. Auf ein zweites Zeichen ließen sie alle zurück in den Wald. Ich kam nun mit meiner teuren Bürde ins Tal herab und näherte mich dem Fluß. Doch genug für heute! Es ist Zeit zum Schlafen; morgen, umschlängogaas, will ich dir meine Geschichte zu Ende erzählen. (Fortsetzung folgt.)

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Von W. Henz.

Gold, das gleichendste, edelste aller Metalle ist von altersher der Inbegriff alles kostbaren. Es ist der Schmuck der Könige, der Stolz der Reichen, die Sehnsucht der Armen. Ein goldreiches Land war und ist noch heute das Ziel zahlloser Abenteurer, denen es ein Leben voll ungeahnter Genüsse, voller Wohlleben und Glanz vorgaukelt. Zwei Länder waren es, die von jeher als die vorzüglich goldreichen galten, nämlich Ophir und Eldorado. Außer dem ihnen zugeschriebenen fabelhaften Reichtum lagen diese beiden Länder bis in die neuere Zeit auch noch das gemeinsam, daß sie als geographische Begriffe unfaßbar waren. Gehörte Ophir dem Altertum an, so tauchte das zweite erst in der neueren Zeit auf. Das letztere war in der neuen, jenes in der alten Welt zu suchen. Besonders Eldorado war mit einem fabelhaften Schleier umgeben, hinter dem man Schäye vermutete, die nur von dem überwannen Wunderglauben in dem Zeitalter der Entdeckungen als möglich angenommen, als vorhanden geglaubt werden konnten. Jegendwo im Amazonengebiete sollte das goldene Königreich liegen; aber gleich einer schimmernden Fata Morgana äffte es alle, die ihm in heißer Sehnsucht nachjagten. Immer tiefer zog es sich in das Innere der Urwälder Venezuelas zurück. In den unzugänglichsten Teilen des Parimegebirges sollte es endlich sein letztes Heim finden, bis es sich vor den kritischen Blicken der Forscher in eitel Dunst auflöste. Eldorado ist verschwunden — es hat nie bestanden. Und wenn in jenen Gebieten auch heute beträchtliche Goldmengen gefunden werden, so muß man sie auf höchst nüchterne Weise aus der

Tiefe des Bergwerks herausholen und dann mühsam aus dem Erz gewinnen. War Eldorado etwas Unbekanntes, dem man nachjagte, bis es als ein äßendes Phantom verschwand, so stehen die Nachrichten über Ophir, das Goldland der Alten, auf realem Boden. Es ist außer Zweifel, daß dieses Land tatsächlich existiert hat und natürlich auch noch vorhanden ist, ferner, daß es reich an Gold war. Wir wissen, daß David und Salomo, daß die Königin Bitis von Saba, des letzteren Freundin, ferner daß Phöniker und Agypter von dort große Mengen Gold holten; denn das Land Punt der Agypter ist zweifelsohne mit Ophir identisch, bloß wo dieses Wunderland zu suchen sei, das wissen wir nicht. Im Altertum war es so allgemein bekannt, daß es einer besonderen Lagebezeichnung nicht bedurfte, so wenig wie jetzt etwa Kalifornien. Diese Kenntnis ist aber später nach dem Aufhören der Ophirfahrten verloren gegangen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus verlegte Ophir nach Indien, und seitdem wurde dieses Land bis in neueste Zeit mit dem alten Goldlande identifiziert. Indien war das Wunderland voller Reichtümer aller Art, wo also sollte man Ophir anders suchen? Und so wird denn in Lehrbüchern der Geschichte, die kaum 20 Jahre alt sind, immer noch Indien als das zweifellose Ophir bezeichnet. Man schrieb es kritiklos nach, ohne sich darum zu kümmern, ob die behauptete Tatsache auch der Wirklichkeit entspräche. In der Bibel werden 1. Könige 10, 21 und 22 als Produkte des fernen Wunderlandes aufgezählt: Gold, Silber, Elfen-



Abb. 1. Der Hügel von Zimbabwe.

bein, Äffen und Pfauen. Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Tukhiim Pfauen bedeuten, wie Luther übersetzt hat, oder irgend eine andere wilde Hühnerart; doch ist diese Frage belanglos. Die Hauptsache bleibt das Gold, und von diesem kostbaren Metalle wurden ganz gewaltige Mengen nach den heimischen Häsen gebracht. Es wird nämlich berichtet, daß von einer einzigen Fahrt allein 420 Kifkar Gold zurückgebracht wurden, das sind 71.892 Kilogramm im Werte von etwa 34 Millionen Mark. Erste Chronika 30, 4 lesen wir, daß David für den Tempelbau rund 3000 Kifkar

Gold gesammelt habe, also 1,260.000 Kilogramm im Werte von fast 250 Millionen Mark. Solche gewaltige Mengen lassen sich aber nicht durch Waschungen und alluviale Lagerstätten gewinnen, um so mehr, da doch die Phöniker auch ihr Gold von dort her holten, ebenso die Aegypter und Südaraber. Es muß also in dem fraglichen Goldlande ein starker bergmännischer Betrieb geherrscht haben. Sehen wir uns daraufhin Indien einmal etwas näher an.

Als die Abendländer den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, holten sie von dort große Mengen Waren der verschiedensten Art, besonders kostbare Ge-

und ist es niemals gewesen. Auch noch andere Gründe sprechen dagegen, in Indien Ophir zu suchen. Wie in den Berichten der Bibel entnehmen, handelt es sich um ganz gewaltige Mengen des kostbaren Metalls die nur durch rationelle bergmännische Schürfung erlangen waren. Nun war aber das Indien der alten Welt von einer zahlreichen arabischen Bevölkerung bewohnt, die an Kultur den Phönikern und Aegyptern wohl kaum nachstand, den Israeliten aber sicher überlegen war. Außerdem zeigten sich die Arier bei ihrem ersten Auftreten an der Schwelle der Geschichte als ein Volk von hohen kriegerischen Eigenschaften. Beide großen Heldenepopeyen Mahabharata und Ramayana sind dann uns ein Volk, das mit größten Heldenmut in blutigen Schlachten miteinander ringt. Erfahren von furchtbaren Kriegen, von Taten persönlicher Tapferkeit, die den Kämpfern vor Augen an die Seite gestellt werden können, sie an Bedeutung weit übertreffen. Im Verhältnis zu den indischen Kämpfern berührt die vielgerühmte Unternehmung des kleinen Griechenvolkes gegen eine benachbarte Stadt wie ein Sturm im Wasser glaße. Wir müssen annehmen, daß die indischen Arier zur Zeit der Ophir- und Puntfahrten in dem Zeitalter ihres höchsten Heldenums standen. Und da sollte es ohne weiteres einem kleinen unkriegerischen Handelsvolke stattet sein, in ein dichtbevölkertes Land einzudringen, Bergwerke anzulegen und zu unterhalten und

reiche Schäze in Menge wegzu schleppen, deren Wert die eingesessene Bevölkerung doch eben so gut fann wie die Fremdlinge? Diese Annahme ist ja absurd, daß man nicht begreifen kann, wie sie Jahrhunderte lang bestand, geglaubt und gelehrt wurde.

Nun wäre es ja möglich, daß die Semiten in Indien als Kaufleute die kostbaren Ophirschäze auf dem Wege des Handels von den dortigen Bewohnern eingetauscht hätten. Allein auch diese Annahme ist unzulässig; denn was sollten die Phöniker und Israeliten, was die Aegypter den Indianern an Tauschwert für die enormen Reichtümer gegeben haben, die sie von dort holten. Indien ist an Schätzen aller Art unendlich reicher als die Heimat der Ophirfahrer, die Fruchtbarkeit übertragt es dieselben turmhoch. Es ist einfach eine Unmöglichkeit, daß jene das Gold durch Tausch erwarben. Aber selbst wenn wir von dem Gold ganz absehen und nur die anderen Ophirwaren ins Auge fassen, so sprechen auch diese mehr gegen als für Indien. Nächst dem Golde war Elfenbein das kostbarste der Schiffsladungen. Zwar sollte bei dem Reich Indiens an Elefanten, der doch im ganzen Altertum bedeutend größer als jetzt gewesen sein muß, der Elfenbeinhandel leicht erklärlieblich sein; allein dem steht die wichtigste Tatsache gegenüber, daß der indische Elefant so wenig und so minderwertiges Elfenbein produziert, daß er heute als Lieferant dieses kostbaren Stoffes so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Die Waren, welche heute den Elfenbeinmarkt beherrscht, kommt aus

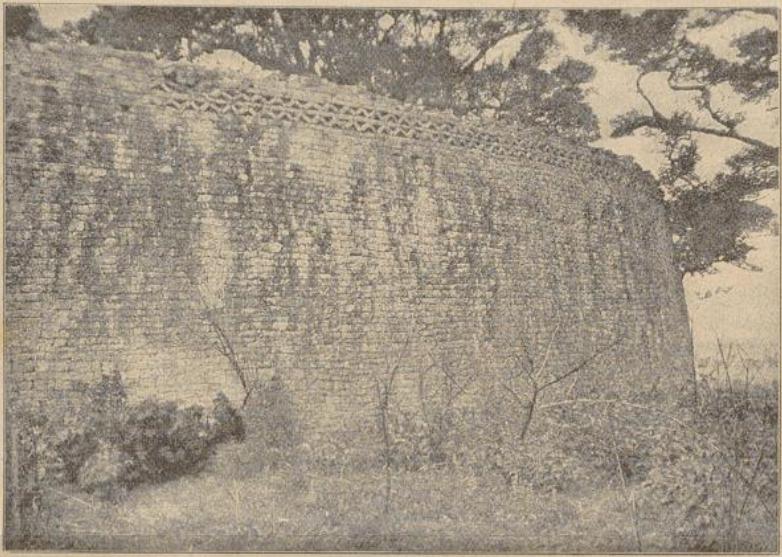


Abb. 2. Südwestwall des elliptischen Tempels mit Mauerkratzverzierung.

würze. Von Gold wird jedoch nichts berichtet. Wenn wir aber sehe, mit welcher Gier die Westindienfahrer nach dem heißersehnten Metalle suchten, wie sie die harmlosen Indianer quälten und folterten, um möglichst viel davon zu erbeuten, so können wir doch unmöglich annehmen, daß die Ostindienfahrer aus anderem Holze geschnitten waren, daß sie sich mit Zimt, Pfeffer und ähnlichen Waren begnügt hätten und das kostbare Gold in den Händen der Arier oder im Schoße der Erde gelassen hätten, wenn es dort zu finden gewesen wäre. Wir können also hieraus unbedingt schließen, daß Indien damals weder Gold barg, noch Spuren seiner Gewinnung aufzuweisen hatte. Es ist niemals ein Goldland gewesen. Edelsteine hat man dort ja sehr viele und wertvolle gefunden, aber kein Gold. Wie bereits erwähnt, muß in Ophir ein starker Bergbau auf Gold stattgefunden haben, dessen Spuren unmöglich ganz verwischt sein können; Indien zeigt nichts dergleichen. Wären alte Goldbergwerke vorhanden, so würden sie, selbst wenn sie dem Altertum als erschöpft galten, doch jetzt noch gute Ausbente ergeben; denn mit unseren heutigen Hilfsmitteln können wir das goldhaltige Gestein noch mit Erfolg bearbeiten, wenn auch nur noch kleine Mengen des edlen Metallisches darin enthalten sind. Man hat aber weder Goldbergwerke, noch Spuren von solchen gefunden. Aus all diesem geht hervor: Indien kann nicht Ophir gewesen sein, Ophir kann nicht in Indien gelegen haben; denn es ist kein Gold produzierendes Land

Welt. Der afrikanische Elefant ist der gewaltige Pro-
duzent des Elfenbeins. Neben ihm kommt nur noch die
jeweilige Ware in Betracht, die von den ausgestorbenen
Rassen des Diluviums und der Tertiärperiode, dem
Mammút, Mastodon, Dinothereum u. a. herrührt.
Dann liefern noch Walross, Narwal
und Flusspferd gutes Elfenbein. Wir
können also schließen, daß der Elfen-
beinhandel mit Ophir gegen nicht
aber für Indien spricht. Noch ein
weiterer Grund spricht gegen In-
dien. Wir müßten indem Lande Ophir
unter den Bergwertsäuren auch noch
jemandwelche andere Reste und Zeugen
der ehemaligen Anwesenheit fremder
Handelsvölker vorfinden. Drei Jahre
dauerte regelmäßig die Abwesenheit
der Ophirfahrer. Das deutet auf einen
längerem Aufenthalt in dem Lande,
wie es ja auch die bergmännische Ge-
meinsamkeit der Metallschäfte zur not-
wendigen Voraussetzung hat. Sie
müssen sich also dort für längeren
Aufenthalt einrichten. Das letzte
dauernde Bauten voraus, und wenn
es in der Heimat der Ophirfahrer
heute noch reiche Reste ihrer
alten Städte finden, so dürften doch
auch in ihrem Ophir nicht alle Spu-
ren von Bauten verschwunden sein.
Kunntete man ja einwenden, daß

In Indien hat man jedoch keinerlei Spuren solcher
fremden Bauanlagen oder andere Spuren der An-
wesenheit von Handels- und Eroberungsvölkern ge-
funden. Wenn auch mancher vernichtende Kriegs- und
Völkersturm namentlich die Länder Borderindiens

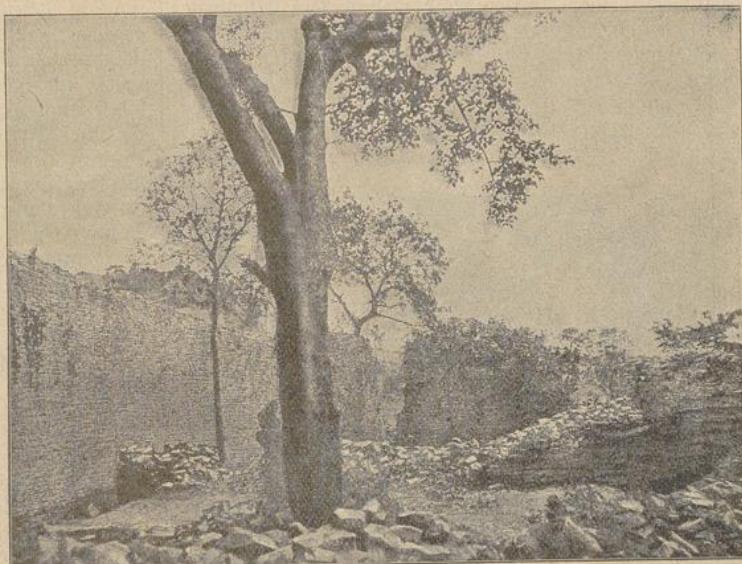


Abb. 3. Umwallung des elliptischen Tempels (Westseite).

durchraste, so ist doch nicht anzunehmen, daß dadurch alle Spuren weggelegt worden wären, und das um so mehr, als diese Völkerstürme mehr in den Ebenen Nordindiens als an den Küsten des Südens tobten und diese leichten kommen doch bei der Ophirfrage in erster Linie in Betracht. Aus diesen Untersuchungen geht das eine klar hervor, daß die jahrhundertlange kritiklose Annahme, daß man das geheimnisvolle Ophir in Indien zu suchen habe, völlig unhaltbar ist. Müssten wir also Indien ausschalten, so fragt es sich, wo wir es denn suchen dürfen? Aus der Bibel wissen wir, daß die salomonischen Ophirfahrten ihren Ausgangspunkt in der Hafenstadt Gzeon-Geber am nördlichen Ende des Meerbusens von Akaba am Roten Meere hatten. Es gab von dort aber nur zwei Wasserwege, nämlich durch das Rote Meer nach dem Indischen Ozean und durch den von dem ägyptischen Pharao Merneptah oder Menephtat um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. angelegten Kanal von Bubastis im Nildelta nach dem Nordende des Meerbusens von Suez. Der letztere Weg sei nur der Vollständigkeit wegen angeführt; denn es ist nicht anzunehmen, daß von Gzeon-Geber aus Schiffe durch diesen Kanal zu überseeischen Unternehmungen in das Mittelmeer eingelaufen seien. Es standen zu Fahrten nach Westen außer Joppe und Akko die vorzüglichen phönizischen Häfen zu Gebote, man muß also mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Weg

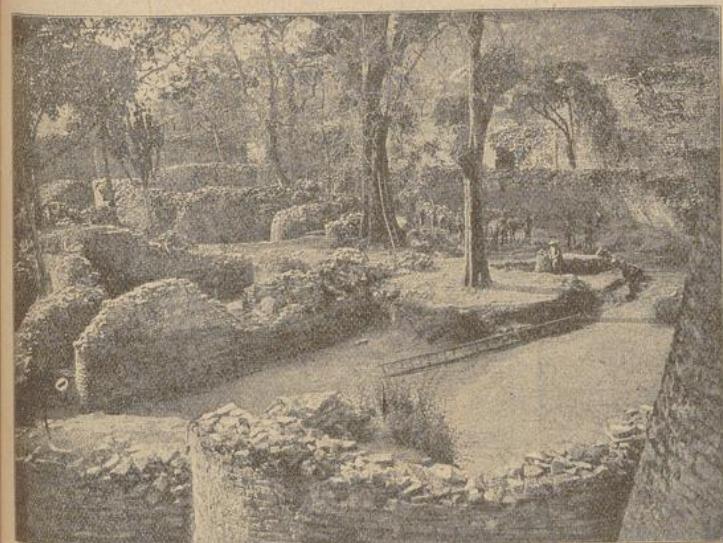


Abb. 4. Inneres des elliptischen Tempels. Ausgrabungsarbeiten auf der Plattform.

der Ophirfahrer nach dem Indischen Ozean führte. Wir haben somit in dem Ziel ihrer Reisen eines der Küstenländer dieses Binnenmeeres zu suchen. Indien ist ausgeschlossen, eben so wenig ist an die Sundainseln zu denken; denn es sind ebenfalls keine Goldländer, und man findet dort auch kein Elfenbein. Noch weniger kommt das ferne Neu-Holland in Betracht, dessen große Entfernung schon dagegen spricht. Seine Nordküste ist juzusagen ganz unverkäuflich und birgt auch weder Gold noch Elfenbein. Es blieben also nur die Nord- und Westufer des indischen Ozeans übrig. Die ersten müssen auch ausgeschaltet werden,

Küsten dieser Halbinsel das Ziel der Puntfahrten der ägyptischen Königin Hadschepu gewesen seien, und da man diese Reisen mit den Ophirfahrten der Phönizier und Israeliten in Beziehungen brachte, so glaubte man in der Landschaft Hadramaut Ophir zu erkennen. Das ist ganz unhaltbar. Elefanten hat es dort nicht gegeben; Gold wurde allerdings gefunden, aber nur in geringen Mengen, und in der Bibel wird gerade Ophir im Gegensatz zu Arabien genannt. Ist diese somit auch auszuschließen, so bleibt uns nur noch die Ostküste Afrikas übrig. Da werden wir sehen, ob hierauf alle Anzeichen hinweisen und keines wider spricht. Der Goldreichum von dem Randgebirge von Johannesburg bis weit nach dem Norden über die Sambesi hinaus ist allgemein bekannt. Dort ist Gold überzeugend vorhanden, um die gewaltigen Summen welche die alte Zeit aus Ophir entführte, vollständig glaubwürdig erscheinen zu lassen. Dass Afrika die eigentliche Heimat des Elfenbeins ist und auch heute noch der größte Teil der auf den Markt kommenden Ware in den ostafrikanischen Häfen verschifft wird, ist ebenfalls bekannt. Was den Reichtum an edlen Steinen betrifft, so genügt schon der Name Kimberley als Beleg. Endlich sind auch alle anderen Ophirwaren in Ostafrika beheimatet: Affen, Papageien, pfaueähnliche Hühner und Ebenholz. Die Bevölkerung der freien Landeschaften steht heute noch auf einer niedrigen Kulturstufe und früher war es sicher nicht anders. Jedenfalls waren den Sambesinegern die fremden Kaufleute, welche an ihren Küsten landeten, weit überlegen und es ist einem Kulturvolk noch immer gelungen sich die Naturvölker dienstbar zu machen, zu denen es in Beziehungen trat. Nur aus einem solchen Land und mit solcher Bevölkerung war es möglich, in regelmäßigen Fahrten und in rationellem Bergwerksbetrieb so gewaltige Mengen der gesuchten kostbaren Güter zu entführen. Schon in der fernsten Vorzeit trieben die Ägypter und die arabischen Sabäer mit Ostafrika einen ausgedehnten Handel. Der Landverkehr der ersten erreichte in dem äthiopischen Nepata keineswegs sein Ende, wie lange angenommen wurde. Das bezeugen die Bilder und Inschriften von Theben, welche sogar das vor wenigen Jahren in den Urwäldern Irroros aufgefundene Okapi darstellen. Die Sabäer aber hatten als seefahrende Nation für den Indischen Ozean eine ähnliche Bedeutung wie die Phönizier für das Mittelmeer. Wie diese hatten sie auch dort allein halben Stützpunkte und Handelsniederlassungen. Die Gegenden zu beiden Seiten der Sambesimündung waren förmliche Sabäerkolonien und standen unter deren Herrschaft und Verwaltung. Durch sie werden wohl auch die Israeliten von dem reichen Goldlande erfahren haben, da sie ja in regen Handelsbeziehungen zu Land mit denselben standen und freundliche Beziehungen pflegten. Möglicherweise hatten sie die förmliche Freilassung zu Schürfungen dort erlangt, wenigstens ist sicher anzunehmen, daß sie nur im Einverständnis mit den Sabäern, den Herren des Landes, von dort Gold und andere kostbare Güter holen konnten. Die Seefahrer des frühesten Altertums konnten bei ihren geringen nautischen Kenntnissen die offene See nicht halten; sie mußten vielmehr Küstenfahrer bleiben. Sie wandten sie sich nach Umfahrung des Kap Guardafui der Somalküste entlang nach Süden. Die nächsten Gebiete hatten in ihrer Wüsterarmut und ihrem Wüstencharakter nichts Verlockendes. So mußten sie sich immer weiter nach Süden wenden. Bald fanden sie zahlreiche

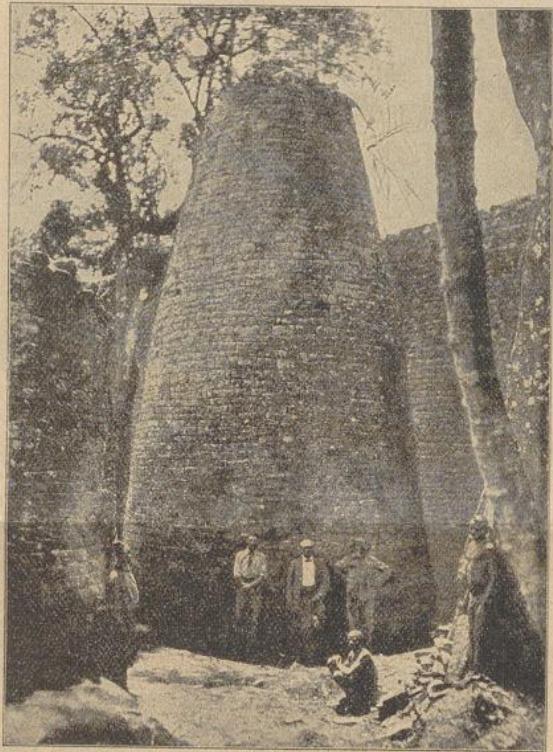


Abb. 5. Königlicher Turm im elliptischen Tempel.

da die Südprovinzen Persiens und Belutschistans im großen und ganzen Wüsten sind, aus denen niemand Schäze holen kann. Die den Persischen Meerbusen begrenzenden Küstenländer sind teilweise Alluvialböden. Ein bedeutende Metallsuche ist dort nicht zu denken, und das wahrscheinlich älteste Kulturvolk der Erde, die Sumerier Südbabylonien, hätten sicher nicht auf die freien Seefahrer gewartet, um die Schäze ihres eigenen Landes. Ferner müssen wir noch bedenken, daß die Schiffahrt der damaligen Zeit noch sehr in den Kinderschuhen stand, und es werden von den unbekannten, langjähigen und primitiven Lastschiffen gar manche den Gefahren der See zum Opfer gefallen sein. Warum sollte also der Handelsverkehr zwischen zwei benachbarten Ländern wie Babylonien und Syrien samt dem angrenzenden Phönizien, der auf dem Landwege in viel kürzerer Zeit gefahrlos zu bewerkstelligen war, den weiten, gefährlichen Weg um die Halbinsel Arabien wählen? Es könnten also nur noch Arabien und Ostafrika in Frage kommen. Betrachten wir zunächst Arabien. Lange Zeit glaubte man, daß die südlichen

lässe, die zwar auf ein fruchtbare Hinterland schließen ließen, aber auch gleichzeitig durch zahlreiche Katastrophen ein tieferes Eindringen der Schiffe unmöglich machten, und die Seefahrer segelten weiter nach Süden. Manchmal werden sie entmutigt wieder umgekehrt sein, und es können viele Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte verlossen sein, bis sie die südlichsten Gebiete erreichten. Zweifellos haben sie bei diesen Fahrten die Inseln Pemba, Sansibar und Mafia entdeckt. Ferner ist als sicher anzunehmen, daß sie vom Kap Delgado unter Benutzung der Komorenbrücke Madagaskar erreichten; denn nach alten Nachrichten, wie wir sie zum Beispiel dem *Peribus maris Erythræides* Ptolemäus entnehmen, kamen die Ophirfahrer auch nach einer

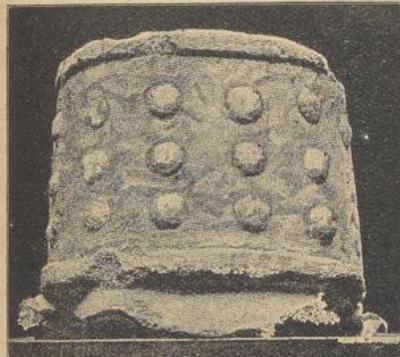


Abb. 6. Zylinder mit gebuckelten Rosetten aus dem phönischen Tempel zu Paphos (Kypern).

Reise Menuthias, mit größeren, von Krokodilen und Kriechschildkröten belebten Flüssen. Das kann aber nur Madagaskar gewesen sein; denn alle anderen ostafrikanischen Inseln sind klein und haben weder Flüsse noch Krokodile. Somit ist feststehend, daß die Sabäer und ihre Konkurrenten bis dorthin kamen. Daz sie dabei nicht stehen geblieben sind, dürfte unzweifelhaft sein, um so mehr, als die Küste, je weiter sie nach Süden vordrangen, desto mehr versprechender wurde. Der Wassereichthum und somit die Fruchtbarkeit des Landes nahmen stetig zu. So mußten sie endlich den einzigen großen Strom Ostafrikas, den Sambeji, erreichen, der zu Entdeckungsfahrten nach dem Inneren förmlich einlud. Viele Meilen weit stellt er der Schiffsfahrt keine ernstlichen Hindernisse in den Weg. Erst bei Tschilarougafälle, ungefähr 75 Meilen von der Mündung entfernt, und weiterhin die gewaltigen Birkettasfälle gebieten energisches Halt. Hier kamen sie in ein ungemein goldreiches Land. Es ist das einzige Goldland von Bedeutung an den Küsten des Indischen Ozeans, und dieser Punkt ist ja für Ophir der maßgebendste und müßte schon entscheidend sein. Doch wollen wir noch weiter untersuchen, ob dem negativen Beweis, daß kein anderes Land Ophir sein kann, nicht auch der positive Beweis, daß man hier tatsächlich das alte Goldland gefunden habe, hinzugefügt werden kann. Zu dem Zwecke müßten wir hier deutliche Spuren eines ausgedehnten uralten Bergwerksbetriebes finden und auch unzweifelhafte Kennzeichen der kolonialistischen Tätigkeit der Sabäer, Ägypter, Phöniker, vielleicht auch der Israeliten. Neben Merencki, auch Dr. Schlichter und Dr. Glaser ist es besonders Dr. Karl Peters, welcher dem Ophirproblem seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, indem er

an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Er brauchte nicht lange zu suchen. An den beiden Ufern des Sambeji in den Landschaften Inyanga und Manica fand er ein gewaltiges, weit ausgedehntes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Er entdeckte dort Ruinen von Städten, die darauf schließen ließen, daß sich ihre Erbauer für lange Zeit, vielleicht dauernd dort aufzuhalten wollten. Und alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Der Hauptort dieses sabäischen Kolonialreiches ist wohl die Ruinenstadt Simbabwe, südlich von dem heutigen Salisbury gewesen. Solche Steinbauten, wie sie diese und andere Ruinenfelder zeigen, kommen bei keinem afrikanischen Negervolke vor. Sie gleichen auch in ihren Trümmern ganz denjenigen in den Heimatländern der Kolonialatoren. Auch die Fundobjekte, die sich auf den religiösen Kultus beziehen, zeigen den semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Der britische Gelehrte Randal Maciver behauptete allerdings, die Ruinen von Simbabwe seien neueren Ursprungs und rührten von Negern her; allein diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen und ist auch außer anderen von dem Historiker des Kaplandes Dr. G. M. Theal leicht widerlegt worden. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Ophirlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Simbabwe vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den



Abb. 7. Seifensteinzylinder mit gebuckelten Rosetten aus der Umgebung von Simbabwe.

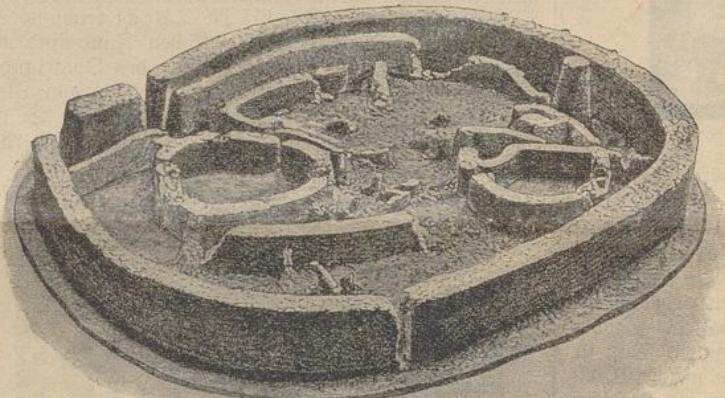
astronomischen Tafeln ersehen wir, daß obiges Ereignis im Jahre 1100 v. Chr. eintrat. Also bestanden damals schon die phönischen Kolonien am Sambeji. Man darf sie vielleicht nicht fehlgehen, wenn man jenen Stein mit der Gründung des Tempels in Verbindung bringt. Dieser war aber, nach den Ruinen zu urteilen, ein großer Monumentalbau. Daraus läßt sich wieder folgern, daß die Phöniker schon lange vor seiner Gründung dort ansässig waren; denn in der ersten Zeit ihres Daseins, und als sie noch wenig zahlreich waren, werden sie an so gewaltige Bauten nicht gedacht haben. Sicher darf man annehmen, daß sie lange vor der Regierungszeit Davids und Salomos dort heimisch waren. Die Kolonisten müssen auch das Land als ihr zweites Vaterland angesehen haben. Hätten sie in dem Goldlande nur vorübergehenden Aufenthalt genommen, so würden sie sicher nicht so bedeutende Summen für

Tempelbauten in der Fremde aufgebraucht haben, sondern sie würden solche Prachtbauten in der alten Heimat errichtet oder wenigstens die zu spendenden Schätze den Tempeln des Vaterlandes überwiesen haben. Wir müssen also annehmen, daß die Bewohner von Ophir

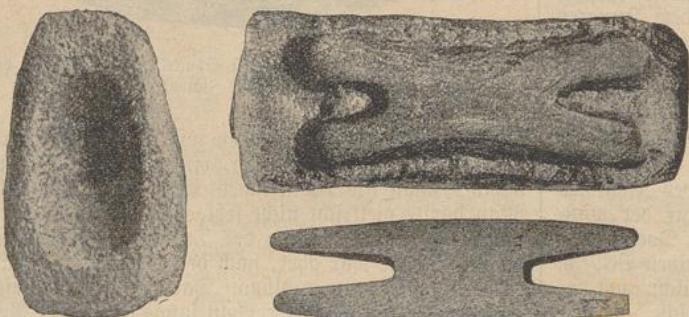
außer den Sambesigebieten kann mit Ophir identisch sein. Diese selbst boten den alten Seefahrern alle als Ophirische ausgezählten Dinge. Ausgedehnte amphi Minen befunden, daß hier in altersgrauer Zeit ein reger Bergwerksbetrieb bestand, und endlich deuten zahlreiche Städte- u. Tempelruinen unzweifelhaft phönisch-semitischen Ursprungs auf eine reiche kolonialistische Tätigkeit der in Frage kommenden Völker in jenen Gegenden. Also lag das Ophir des Altertums auf den goldreichen Terrassen des Küstenhinterlandes zwischen Sambesi und Zambezi und zu beiden Seiten des letzteren.



Geier aus Speckstein auf Säulen aus Symbabye
(nach Th. Bent).



Modell des Rundbaues (nach Th. Bent). Rechts der große Turm im „Allerheiligsten“, links von ihm die Spitze des kleinen.



Oben: Specksteinform für Goldbarren aus Symbabye.
Unten: Zinnbarren der Phönizier aus Falmouth (Cornwall).
(Nach Th. Bent).

dieses als ihre neue Heimat ansahen und ebenso wenig an eine dauernde Rückkehr nach Phönizien dachten, wie etwa die Kolonisten von Utica, Karthago und anderen Tochterstädten jenes Landes. Wir kommen zu dem Ergebnis: Kein Küstenland des Indischen Ozeans

boten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmanns anstaunende Menge zum genannten Bahnhof und über gaben dort ein kleines Paket einem Beauftragten der Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einen Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise gebracht wurde, gingen zwei Bar-